

Sehr geehrte Damen und Herren,

es freut mich sehr, heute bei der Eröffnung der audiovisuellen Ausstellung „Die Waisenkinder Afghanistans“ dabei sein zu dürfen.

Für einen Wissenschaftler, der stets aus analytisch, distanzierter Warte aus die politischen Ereignisse in Afghanistan beobachtete, stellten die Waisenkinder am Anfang meiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Afghanistan nicht mehr als eine Randnotiz eines nicht enden wollenden Krieges dar. Auch im Rahmen des Wiederaufbaus, der im Winter 2001 einsetzte, wird den Waisenheimen eine vergleichsweise untergeordnete Rolle beigemessen.

Jedoch sind die Waisenkinder in Afghanistan weit mehr als eine Randnotiz. So habe ich das Ausmaß der Gewalt in Afghanistan erst verstanden, als ich im Herbst 1997 – also einem Jahr nachdem die Taliban Kabul eingenommen hatten – in der afghanischen Hauptstadt ein Waisenheim besuchte. Es war das erste Mal, dass ich einen Hauch von dem verstand, was man durch die wissenschaftlich-analytische Brille nicht wahrnehmen kann. Die Bilder dieses Besuchs gingen mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf, bereiten mir immer wieder schlaflose Nächte und setzen meine wissenschaftliche Distanz außer Gefecht.

Ich will Sie an dieser Stelle nicht mit Einzelheiten dieser Konfrontation quälen. Jedoch wurde mir schlagartig klar, wie der Krieg mit all seinen Schrecken selbst vor Kindern nicht halt machte: So kamen die Kämpfer von der Front in die Waisenhäuser, um sich blutjunge Bräute zu nehmen; die Knaben wurden im frühen Kindesalter bereits an die Front geschickt, um über Minenteppiche zu laufen und um im Krieg zu kämpfen.

Waisenkinder wurden zu Kanonenfutter, zum gehandelten Gut einer menschenverachtenden Bürgerkriegsökonomie. Der für uns so selbstverständliche Begriff der Kindheit ist in Afghanistan ein Fremdwort.

Wenn wir heute häufig über die Kriegsfürsten des Landes oder über die Taliban sprechen, sehen wir diese in der Regel als die Dämonen der Moderne - diejenigen, die Alles ablehnen und bekämpfen, wofür die Moderne steht: Individuelle Freiheiten, Menschenrechte, friedliche Konfliktlösungen usw.

Häufig sehen wir jedoch nicht, welche Geschichten sich hinter diesen Menschen verbergen. Wir vergessen immer wieder, dass wir es mit Generationen von Menschen zu tun haben, die im Krieg aufgewachsen sind; die als Kinder nur Krieg erlebt haben.

Wir vergessen, dass die Lebenserwartung in Afghanistan bei unter 45 Jahren liegt und die Männer, die in den Krieg ziehen, niemals etwas anderes kennen gelernt haben als Krieg. Wie will man jemandem begreiflich machen, dass Frieden besser ist, wenn er doch Frieden niemals erlebt hat?

Wir vergessen, dass der Krieg in Afghanistan seit dem Einmarsch der Sowjetunion 1979 weit über zwei Millionen Todesopfer gefordert hat. Keine Familie blieb von den Gewalttaten verschont. Tausende und Abertausende Kinder mussten den gewaltsamen Verlust ihrer Eltern, und anderer Familienmitglieder erleben und teilweise sogar mit ansehen. Man schätzt, dass dieser Krieg über eine Million Waisenkinder hinterlassen hat. Häufig blieb diesen nichts als der unbändige Hass auf jene, die ihnen das angetan hatten.

Wir vergessen also häufig, dass diejenigen, die im Krieg kämpfen, niemals die Wahl hatten, sich gegen diesen Krieg zu entscheiden. Will man daher die Logik dieses Krieges verstehen, muss man gerade das Leben der verlorenen Kinder, also der Waisenkinder, die etwas wie Kindheit gar nicht kennen, in den Mittelpunkt stellen.

Daher bin ich außerordentlich froh, dass die Landesregierung Nordrhein-Westfalen diese audiovisuelle Ausstellung in ihren Räumen ermöglicht hat. Denn nur über solch eine Ausstellung, die sich eben nicht um den Bundeswehreinsatz oder den Wiederaufbau dreht oder auf negative Schlagzeilen wie Taliban, Opiumökonomie oder Kriegsfürsten abhebt, erhält der Besucher die Möglichkeit, tief in die afghanische Tragödie einzutauchen, ohne von vordergründigen Ereignissen abgelenkt zu werden.

Die Ausstellung macht deutlich, dass es in Afghanistan um Menschen geht, die unglaubliches Leid erlebt haben und damit leben müssen. Sie werden in dieser Ausstellung Gesichter sehen und Stimmen hören, die häufig ganz normal und wenig spektakulär erscheinen. Der Besucher erlebt daher nicht dramatische Bilder, die ihm das Blut gefrieren lassen, sondern eher Kinder, die mit dem Verlust leben und überleben. Allein das Wissen, dass es sich um Waisenkinder handelt, eröffnet dem Besucher eine Tiefe, die den Bildern und Stimmen innewohnt. Man erkennt etwas, was man ohne dieses Wissen vielleicht übersehen würde, man sieht Erlebnisse in den Augen der Kinder, die dort eingeschrieben scheinen und die eine ganz eigene Geschichte erzählen. Man sieht Kinder, die unbefangen lachen, teilweise stolz aussehen, teilweise verspielt, und man fragt sich, woher diese Kinder nur die Kraft nehmen weiterzuleben.

Die Ausstellung lebt daher von ihrer Leichtigkeit, mit einer unermesslichen Schwere umzugehen.

Vor wenigen Jahren war ich Teil eines Projektes, das herausfinden sollte, was eigentlich afghanische Frauen für Lebensverbesserungen wünschen. Die häufigste Antwort, die wir erhielten, war: „Für uns erwachsene Frauen kommen Wiederaufbau und Entwicklungshilfe viel zu spät. Für uns könnt Ihr nichts tun; es dauert lange, bis sich in Afghanistan etwas ändert; aber für unsere Kinder tut, was Ihr nur könnt.“ Ich denke, der gesamte Wiederaufbau in Afghanistan würde besser laufen, würde man solchen Worte mehr Beachtung schenken. Die Kinder Afghanistans sind die Zukunft in einem Land, in dem die Hälfte der Bevölkerung unter 15 Jahre alt ist. Diese Ausstellung leistet einen Beitrag dazu, die Kinder Afghanistans, und vor allem die Waisenkinder Afghanistans, fest in den Blick zu nehmen und nicht zu vergessen. Die Ausstellung macht zudem deutlich, dass Afghanen in diesem ihrem eigenen Land eine Zukunft benötigen – jenseits des politischen Schlagabtauschs um Mandatsverlängerungen und Exit-Strategien.

Ich möchte mich ganz herzlich bei Farzana Wahidy und bei Shikiba Babori für diese wundervolle Ausstellung bedanken. Ich wünsche der Ausstellung viel Erfolg, viele Besucher und eine große Aufmerksamkeit.

Conrad Schetter, 2009